

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

227 (19.8.1923) Die Pyramide Nr. 33

Ben
in A
leber
unler
acholl
a u
lere
4 45
Eins
zu
hat
spricht
Büch
Stu
iem

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 33



19. Aug. 1923

Hermann Haering / Barnhagen von Enses Denkwürdigkeiten.¹⁾

Wem heute, mitten im Grimm und Gram über unser Dasein als Staat und Volk, der vorliegende 1. Band der Barnhagenschen Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens in die Hand kommt, der mag denken: Was sollen mir diese Blätter aus einer längst vergangenen, trotz aller vielberufenen Vergleichspunkte vielfach fremden Zeit? Und so ganz unrecht kann ich dem so Sprechenden nicht geben. Das Vorbildliche jedenfalls dieser Lebensgeschichte und Anschauungen, das der Herausgeber am Schluß seiner Einleitung zum 1. Band (1785—1810) in ihnen findet, möchte mancher ihnen doch nicht zuerkennen. Dem Süddeutschen und insbesondere dem Badener dürften eher die für diese Ausgabe nicht mehr vorgesehenen, dagegen von dem Verlag der Pyramide demnächst zu erwartenden Barnhagenschen Denkwürdigkeiten aus Karlsruhe (1816—1819) gewinnreiche und lebhaftere Teilnahme erwecken. In ihnen gruppieren sich die Erlebnisse und Gedanken des vielgeschäftigen und geistreichen Diplomaten und Literaten um einen festen Punkt. Und dieser Punkt ist das damals so reichbewegte badische Land mit seinen Kämpfen um den neuen gefestigten Bestand und um seine Konstitution, mit seinem ersten Landtag, mit den Geheimnissen seines Hoflebens und seinen Städten Karlsruhe, Mannheim und dem Weltbad Baden-Baden. Da ist auch von dem Schreiber selbst etwas zu lernen von den „neuen Aufgaben“ neuer Aufgaben für „neue Zeiten“, die „Selbstbestimmung, Dulbung, Arbeit“ verlangen, wie der Herausgeber schon von diesem früheren Bande sagt. Trifft das wirklich schon von dem vorliegenden zu? Ruft er uns nicht, im ganzen genommen, eher zu: „Sei mein Freund und folge mir nicht nach!“

Getwis, wer Selbstbestimmung und Arbeit an sich und seinem Volk lernen will, dem möchten wir heute, wenn er sich mit 100jähriger Vergangenheit beschäftigt, eher die Schriften eines Amdt, Fichte, Clausewitz, Marwitz, Stein oder ein Prachtbuch wie Droysens York empfehlen. Und doch habe ich die vorliegenden Denkwürdigkeiten im neuen hübschen Gewande mit großem Genuß und vielfacher Belehrung wieder gelesen. Es ist tatsächlich erstaunlich, welch vielfältiges Bild deutschen Lebens in ihnen an uns vorüberzieht. Von der ersten Jugend des Verfassers in dem pfalz-bayerischen Düsseldorf (1785—90) werden wir über Brüssel, das revolutionäre Straßburg und über Aachen nach Düsseldorf zurück und dann nach Hamburg (1794—1800) geführt. So verhängnisvoll auch diese ruhelose Jugend ohne dauernden Familienmittelpunkt und solides Lernen für den jungen und älteren Barnhagen gewesen ist, wir nehmen doch Anteil an dem wenig trüblichen Kind und dem problematischen Vater. Wir spüren so deutlich wie selten den gewaltigen Lustwirbel, der als

französische Revolution die ganze Atmosphäre Europas für drei Jahrzehnte und weit drüber hinaus nicht mehr zur Ruhe kommen ließ. Wir fühlen, wie der junge Barnhagen, nirgends Wurzel fassend und doch überall mit dabei, sich zu dem preussischen Ministerresidenten und Freund der oppositionellen badischen Kammer in Karlsruhe entwideln mußte, den Rudolf Haym so unübertrefflich bezeichnet als „möglichst liberal und zugleich möglichst vornehm, die Volksschule begünstigend und zugleich durch fürstliche Günst gezeichnet.“ Wir empfanden deutlich, daß es eine andere Kindheit und Anabenzeit hätte sein müssen, die zusammen mit dem ruhelosen späteren Leben einen wirklichen Staatsmann, einen wirklichen Dichter, einen wirklichen Gelehrten oder großen Schriftsteller bilden konnte. Es vergeht uns wie bei aller wirklich biographischen Anschauung, die ich von der allgemeinen Geschichte scharf trennen möchte, die Lust, darüber zu reflektieren, wie das uns erscheinende Menschengewächs hätte wachsen können oder gar sollen. Wir haben hier günstige Gelegenheit, zu sehen, wie ein solches wirklich ward. Barnhagen hat vielfach eine anerkennenswerte Ehrlichkeit gegen sich selbst. Und man möchte es dem menschenkundigen Leser gerne zutrauen, daß er auch an den Stellen, wo der Selbstbiograph Entscheidendes mit schönen Worten zu verfaßeln sucht, die wirkliche Seele durchleuchtet sieht. Der Leser wird sich auch, wenn er den Buch des ganzen Baumes ruhig angesehen hat, neben aller Anerkennung des Anerkennenswerten und allem Dank für die Materie so vieler „Färbungen des Augenblicks, Wetterstimmungen der Ereignisse und Personen“ das Recht zur Einstimmung in des geistvollen Rudolf Haym Urteil nicht nehmen lassen: In solchen Staatsmännern würde der Staat, an mehreren solchen Schriftstellern die Literatur zugrunde gehen Möge es auch in Zukunft unter uns sich gleichgroße Talente, aber nie einen zweiten Barnhagen geben“ (Preussische Jahrbücher und in den Gesammelten Schriften). Und Haym ist kein „hartnäckiger und kurzschichtiger Verkleinerer Barnhagens“, wie ihn unser Herausgeber nennt; sein Essay über Barnhagen ist, so sehr man heute mit Recht manches anders ansehen mag, nach meiner Ansicht eine so geistvolle, großartig abwägende Gesamtbetrachtung, dergleichen wir heutzutage leider immer mehr vermessen müssen.

Doch wir sind weitvorausgeeilt und haben über den 15-jährigen Anaben hin, der an der Jahrhundertwende den Vater verlor, den Blick über das vollendete Ganze hingeleiten lassen. Wir schreiten nun

¹⁾ Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens von R. A. Barnhagen von Ense. Brsg. und eingel. von Joachim Bügn. 1 Teil 1785—1810. Volksverband der Bücherfreunde. Neuwied-Verlag G. m. b. H. Berlin 1922. XXVIII + 376 S.

mit ihm auf der bunten Lebensbahn weiter nach Berlin, wo er zuerst als Schüler der militärischen medizinisch-chirurgischen Pflanzschule, dann in der ersten seiner Hausmeisterstellen Preusse und vor allem Berliner wird (1800-1804). Was das damals politisch und vor allem literarisch hieß, das mag man bei ihm selber nachlesen und wird es nicht bereuen, auch wenn man diese Zeit aus anderen Quellen näher kennt. Der väterliche Beruf des Mediziners, in dem er jetzt und später mit halbem Erfolge nur heimlich zu werden versucht, kann den nach Gelehrnissen und literarischem Ruhm Hungernen doch nicht ausfüllen; in wahrhaft beängstigend buntem Vielerlei, mannigfaltig bildend, nie befriedigend, verfließen diese vier Jahre. Es folgen zwei ähnlich geartete in dem reichen Hamburger Hause Herz; im Jahre des Unheils 1806 wird er endlich Student in Halle. Eine Fülle bedeutender Menschen treten auch hier in seinen Lebenskreis ein; die Menschenfreundlichkeit des Mannes ist wahrhaft erstaunlich, sein eigener Name ist literarisch längst nicht mehr unbekannt. Aber was ist der Ehrgeizige trotzdem und trotz seiner Freundschaft oder Bekanntschaft mit ersten Männern der Zeit! Was hat er einer Rahel zu bieten, zu der die Fäden sich angesponnen haben! Er flüchtet aus allem Trübel nach Tübingen (1808/09), um bei Niemann und Mutenrieth seine medizinische Ausbildung wirklich abzuschließen. Auch da aber treibt er ganz andere Dinge. Er erschrickt vor der Stille der kleinen Stadt. Mehr als in den medizinischen Hörsälen sieht er auf der Studentenbude seines neuen Freundes Justus Körner und korrespondiert mit Rahel und den Freunden in der Ferne. Zimmerhin ist auch die Tübinger Episode — mehr als die spätere Treibschleife — in seiner Darstellung ein dankenswertes Gemälde für den Süddeutschen geworden. Auch Uhlund tritt ihm damals näher. Und dann kommt — wir haben den Namen Rahels oben schon anklängen lassen — die weitere große Epoche seines Lebens, der Auszug ins Feld nach Österreich, wo damals das Panier Deutschlands allein noch zu flattern schien (1809).

Das war nun — wie der Entschluß zu Rahel — eine Tat, so oft noch beide Lebensschritte von des Gedankens Wäse angekränelt wurden. Man möchte die zehn folgenden Jahre des Auftriebs doch gewissermaßen als Lohn für diese Entschlußkraft auffassen. Es war ja zweifellos nicht, wie wir es vielleicht geneigt sind anzusehen, eine reine Tat patriotischer Aufwallung. Es war die Tat eines Mannes, der noch nicht klar über sich selbst und den Sinn seines Daseins ist und der deshalb der Zeit ihren Tribut zollt. Aber es war immerhin ein Entschluß. Und ihn vermischen wir im bisherigen Leben Barnhagens trotz aller Geschäftigkeit. Und jede Tat führt ihren Segen mit sich.

So ziehen wir denn gern mit ihm ins Hauptquartier Erzherzog Karls, des Siegers von Aspern, und nehmen an der Schlacht bei Wagram teil, in deren Anfang Barnhagen verwundet wurde. Wir begleiten ihn dann nach Wien und nach der Auswechslung mit dem Regiment Bentheim und seinem ersten einflussreichen Gönner, dem Grafen von Bentheim, nach Ungarn, wo er diesem — nach seiner Erzählung — durch ärztliche Kunst das Leben rettet.

Damit schließt der vorliegende erste Band der neuen Ausgabe. Wir möchten aber die in dem wohl bald folgenden zweiten Band (bis 1815) geschilderten Jahre doch noch mit einem Blick streifen. Das Jahr 1810 bringt nach langweiligem Aufenthalt beim Regiment in Prag eine interessante Reise nach Westfalen im Auftrag Bentheims und dann den Aufenthalt mit diesem in Paris. Die Schilderung des dortigen Lebens, das er in den verschiedensten Schichten kennen lernt, ist zweifellos ein Glanzpunkt Barnhagischer Darstellung. Hier und in der folgenden Abschnitten, die zum Jahre 1813 hinführen

(Wien, Prag, Steinfurt, Paris usw.) ist er wirklich eine anregende Quelle für die Kenntnis der Zeit und mancher ihrer Haupt- und Nebenpieler. Gegenüber dem schlechten Nachgeschmack, den der Verfasser der elf Bände Tagebücher dem Historiker des 19. Jahrhunderts hinterlassen muß, bleibt das Verdienst bestehen, das der gewandte Schriftsteller sich mit diesen Abschnitten erworben hat. Und auch seine schärfsten Kritiker unter den Historikern haben ihn wieder benützt. Es ist weniger das, was wir von den Helden der Befreiungskriege und deren Vorbereitung erfahren, was uns anzieht — über Stein übrigens, dessen Schüler Barnhagen in Prag sein durfte, ist kaum je auf wenigen Seiten etwas Anschaulicheres geschrieben worden; es ist vielmehr das Leben der „guten Gesellschaft in Österreich und auch in Paris und Berlin“, die Anschauung der Dinge von oben in dieser Zeit der Napoleonischen Herrschaft, die wunderbar lebendig vor uns hintritt. Es sind vielfach auch die Kreise der kommenden Reaktion, die, noch im Stile des geschilderten 18. Jahrhunderts, die schlimmen Jahre überdauern, und mehr oder wenig tätig diese „Epijode“, wie sie es auffassen, übersehen. Der Vater dieses oft verwirrend personeneichen Gemäldes aber ist — und das sei immer wieder betont — der Barnhagen der Zeit vor 1819, aufsteigend und zukunftsroh, anschniegend und streberisch wie immer, aber doch auch begabt mit dem tiefen Gefühl für das ächte Große, ob es ihm in Stein oder Fichte, in Goethe oder Uhlund, in Beethoven oder einem der vielen Talente der Zeit persönlich nahe trat.

Und nicht anders ist es, wenn wir Barnhagen durch seine in bekannten Schriften geschilderten Kriegszüge 1813/14 begleiten und uns dann mit dem Diplomaten den Wiener Kongreß und die Pariser Verhandlungen nach dem zweiten Sturze Napoleons ansehen. Ist das verwirrende Mosaik dieses Geschichtsmalers, der gar nichts unterdrücken kann, auch oft ermüdend, das Bild als Ganzes hält bis zum Schluß in Spannung. Sein Urteil über die Politik Preußens vor allem auf dem Wiener Kongreß ist doch gegenüber so manchen Mißdeutungen, die sie sich gefallen lassen mußte, nicht weit von dem des heutigen Historikers und ersten Treibschleife entfernt. Und er hatte wahrlich als Handlanger und Vertreter seines Chefs, des Fürsten Staatskanzlers und als Freund oder Bekannter einer Unmasse von Mißspielern dieses Kongresses wahrlich Gelegenheit zu persönlichem Urteil.

Wie dann sein und Rahels Schicksal sich nach Karlsruhe wandte (1816-19) und was er von dieser Zeit zu berichten hat, das soll, wie erwähnt, insonderheit für badische und württembergische Leser durch eine neue Ausgabe aufgeführt werden. Der gegenwärtige Direktor des hiesigen Generalandesarchivs hat auf die Beteiligung dieses Teils der Denkwürdigkeiten vor laugen Jahren schon hingewiesen. Ich selbst habe kürzlich seine hiesige Tätigkeit und seine diplomatische Berichterstattung nach Berlin zum Gegenstand einer ausführlichen Untersuchung gemacht. Die leidenschaftliche Teilnahme an politischen Dingen, die seit dem Ausgang des Weltkrieges jeden Deutschen ergreifen mußte, wird diesem Teil der Denkwürdigkeiten gerade hierzulande lebhaftes Interesse sichern. Und wenn dann das Gesamturteil Rudolf Hayms*), von dem eben die Rede war, nicht recht umgestoßen werden kann, so muß das Bild des vielgewandten und schließlich nicht erfreulichen Mannes doch verstehendem Anteil in einer Zeit begegnen, die manche seinesgleichen hervorbrachte und oben hält — nur meist ohne seinen, wenn auch nicht tiefen, so doch beweglichen, unterhaltlichen und reichen Geist.

*) Ein freundlicheres Gesamturteil siehe in dem lebenswerten Aufsatz Des gelehrten Karl Gillebrand: Rahel, Barnhagen und ihre Zeit (1874) in dessen Sammlung „Leben, Völker und Meinungen“ Bd. II, 417-458 (1892).

Wolf Amstowski / Zwei Gedichte.

So vergeht das Leben.

So vergeht das Leben
Mit Lachen und mit Scherzen
Mit Hoffen und mit Streben
Mit Weinen und mit Schmerzen.

Mit Handeln und mit Trügen
Mit Lieben und mit Hassen
Mit Spotten und mit Bösen
Mit Stöhnen und mit Wehnen.

Schicksal.

An Füßen und an Händen
Sind uns Ketten angelegt,
Wie Folter schmerzend, ohne zu enden,
So lange unser Herz schlägt.

Unsichtbar sind diese Ketten
Wir hören nicht ihr läches Klagen,
Doch wir fühlen sie und wir ringen
Vergebens von ihnen uns zu retten.

Margarete Wittmers / Im Paradies

Sie waren in jenem wunderlichen, glückseligen Alter zwischen vierzehn und fünfzehn Jahren, wo die junge Seele, aus dem Traume der Kindheit erwachend, die Augen aufschlägt und anfängt, erst schon und stummend, bald aber mit leidenschaftlicher Innigkeit von der schönen Welt um sie her Besitz zu ergreifen; wo Traum und Wirklichkeit selbstsam hold ineinander spielen, wo jeder Tag neue Wunder bringt und neue, wundervolle Gefühle, die durcheinander fluten und überschäumen in dem jungen Herzen, das sich selbst noch nicht versteht; wo heute die Kindheit noch ihr Recht will mit lustigen Streichen und Tollheiten, daß man nicht aus dem Lachen herauskommt, und morgen das neue Jungfrauenwesen in die Ferne träumt, unbewußter Sehnsüchte und süßer, banger Ahnungen voll.

In diesem wunderlichen, glückseligen Alter waren sie, Lotte und Käte, zwei Waiskinder, wie man sie sich nicht lieber, tüchtiger und treuherziger vorstellen kann, Freundinnen schon seit ihrem ersten Schultage, wo das Schicksal sie nebeneinander auf die gleiche Bank gesetzt hatte, bis jetzt, wo sie sich ewige Treue gelobt hatten.

Sie saßen im Garten auf einer alten, moirierten Holzbank tief im duftenden Jasmingebüsch. Der Garten — er gehörte zu einem hübschen, zweistöckigen Hause, Kätes Elternhaus — war nicht groß, aber so wundervoll lauschig und verschwiegen mit seinem hohen, grünen Gras unter dem vollen Laub der alten Birnbäume und seinen mächtigen Fliederbüschen! Die Kinder nannten ihn ihr „Paradies“. Die Gartenmauer war mit einem dicken Teppich von schwarzgrünem kühlen Gras bedeckt, der sah düster und geheimnisvoll aus; aber jeht im Sommer lebte er auf und strebte mit tausend hellgrünen, glänzenden Blättchen zum Licht. An der Südkante des Gartens, die der Laubschatten nicht mehr erreichte und die der vollen Sonne geöffnet war, blühten purpurne, gelbe und weiße Rosen in lieblicher Fülle, und hinter ihnen standen stämmige Tomatenpflanzen und blinzelten mit kleinen, hellgelben Blütenaugen in den Sonnenchein.

Die Freundinnen saßen schweigend auf ihrer Bank und träumten in die sommerliche Pracht hinaus. Aber nur ein Weisliches, dann sagte Lotte, die um alles in der Welt nicht lange still sein konnte, mit einem tiefen Atemzuge: „Du, Käte, unser Paradies ist doch einfach himmlisch.“ Die andere nickte versonnen und träumte weiter. „Ob andere Wädeln wohl auch so einen wohnigen Garten haben und so darin schwärmen und spielen wie wir?“ fuhr Lotte fort, und als noch immer keine Antwort kam, wurde sie ungeduldig: „Schläfst Du eigentlich, oder was ist mit Dir los?“ — Da tat auch Käte einen tiefen, wohligen Atemzug und sagte, wie erwachend: „Nein, schlafen tu' ich nicht. Aber muß man denn immerfort reden? Es ist hier so wundervoll wie ein Märchen, daß ich gar nichts sagen kann.“ — „Ach“, machte Lotte, mit enttäuschem Gesicht und einem kleinen Schmolmüund, „und ich hatte gerade gedacht, wir könnten heute so himmlisch Theater spielen von einer Sommerfee oder Baumgöttin oder so was ähnliches.“ „Ja Du“, flammte nun Käte empor, „das ist eine Idee! Eine Baumgöttin, eine Dryas, weißt Du, wie bei König Prokris! Sie wohnt hier in dem großen Birnbaum, der ist natürlich eine Eiche oder Linde, und sie ist so blond und zart und lieblich wie ein Mondenstrahl.“

Die großen Grauaugen hingen schwärmerisch an dem grünen Laubwolke droben, als sähen sie dort das holde Märchenbild herniederlächeln. Lotte sprang begeistert von ihrem Sitz auf: „Ja, und der Ritter hat natürlich dunkle Locken und blühende Feueraugen wie — weißt Du, wie Wintertal als Prinz von Homburg.“ Lotte interessierte sich schon sehr fürs Männliche, aber vorläufig nur in Gestalt von Helden, Selben und jugendlichen Heldendarstellern. „Und sie lieben so natürlich furchtbar, und er nimmt sie mit auf seine Burg, und...“ „Ach wo“, unterbrach sie Käte, die nachdenklich zugehört hatte, „so einfach darf die Sache nicht sein! Das muß viel verwickelter werden, viel spannender! Wie in einem richtigen Theaterstück.“ — „Warte mal.“ Wieder heftete sie ihre Blicke sinnend an die Krone des Birnbauins, und Lotte setzte sich neben die Freundin und sah erwartungsvoll zu ihr auf. — „Also lieben tun sie sich natürlich“, fing Käte nach einiger Zeit langsam an, „besonders er ist sehr leidenschaftlich; sie weniger, weißt Du, sie ist ja so ein kühles, unirdisches Eisenwesen. Aber sie liebt ihn doch sehr und möchte ihm gerne folgen. Doch sie darf ihren Baum nicht verlassen, weil er sonst welkt und stirbt. Nun gibt es einen schweren Kampf zwischen Pflicht und Neigung wie in der „Jungfrau“. Weißt Du noch, Fräulein Stein hat das so fein mit uns besprochen! Das muß nachher auch sehr fein gespielt werden!“

„Das kannst Du machen“, schlug Lotte sogleich vor. „Dir liegen die Monologe und so was Innerliches. Ich spiele lieber den Ritter. Und warte nur, ich werde Dich schon herumtragen mit meiner Leidenschaft!“ Und sie reichte ihr zierliches Päckchen, und ihre Blauaugen bligten vor Eifer. „Aber nun erzähl' erst 'mal weiter.“ Käte dachte nach. „Zuerst also bleibt die Eise standhaft und will ihrer Liebe entsagen. Da geht der Ritter in seiner Not zu einer Badfrau oder Hege, und die rät ihm, der Eise etwas Brot oder Wein, eben irgend eine irdische Speise zu geben; das tut er denn auch, und als sie davon gegessen hat, bekommt er so viel Macht über sie, daß sie nicht länger widerstehen kann und ihm auf sein Schloß folgt. Dort leben sie eine Zeitlang voller Glück und Seigleit. Nun fängt aber ihr Baum an zu welken, und da schickt der König des Waldes seine Geister aus, um die Pflichtvergessene zurückzuholen. Zuletzt kommt er selbst.“

„Der liebt sie natürlich auch“, begeisterte sich Lotte, „und ist furchtbar unglücklich und eifersüchtig! Das ist auch eine feine Rolle. Also nun weiter!“ — „Er triffst sie allein im Burggarten und bittet und beschwört sie, mit ihm in die Heimat zurückzukehren. Sie ist ganz außer sich und vergeht fast vor Reue, Schmerz und Heimweh, aber sie will ihrem Gemahl nicht die Treue brechen. Das muß g'hörig werden! Der König gerät in einen furchtbaren Zorn, er verflucht sie und stürzt davon!“ Hochatmend hielt Käte inne und schaute mit großen Augen in den sonnendurchleuchteten Garten, als sähe sie die Gestalten ihrer Phantazie lebhaftig darin herumwandeln. Die lebhaftige Lotte aber fiel der Freundin jubelnd um den Hals: „Himmlisch ist das, wie ein Märchen aus dem „Eisenreigen“. Wie Dir das nur alles so einfällt! Nun erzähl' aber schnell den Schluß, ich kann's garnicht erwarten, bis wir die Geschichte aufführen!“

„hm, der Schluß —“, sagte Käte nachdenklich, „soll es denn glücklich oder unglücklich ausgehen?“ „Unglücklich, natürlich!“ „Ja, ich denke auch, das ist schöner. Also — ja — in der Nacht bricht ein furchtbares Unwetter los mit Donner, Blitz und Wolkenbruch! Die Erde beb't, und ein Teil der Burg stürzt ein. Der Ritter und die Eise wollen entfliehen, doch da lodern Flammen aus der Erde und sperren ihnen den Weg. Und sie hören den König des Waldes mit schredlicher Stimme rufen: Willst Du jetzt zurückkehren, Treulose, Verräterin? Noch kann Dein Ja Dich retten! Sie ruft zurück: Ist Rettung auch für meinen Gemahl? — Nein, er muß den Flammentod sterben! — Dann sterbe ich mit ihm! ruft sie, und sinkt in seine Arme. Und unter furchtbarem Donnern und Blitzen stürzt die Burg zusammen und begräbt die Liebenden unter ihren Trümmern.“

Während der letzten Sätze war Käte aufgesprungen, ihre Augen glänzten, ihre Wangen brannten. Nun ließ sie die Arme sinken und blickte wie erwachend die Freundin an. Die nickte ihr strahlend und begeistert zu. „Weißt Du was, Käte? Wenn wir 'mal groß sind, mußt Du bestimmt ein richtiges Drama schreiben, ebenso schön wie dieses, und ich spiele dann die Hauptrolle.“ Käte lachte leise. „Jetzt denkst Du dir Märchen aus. Ein Drama schreiben! Als ob es nichts Einfacheres gäbe! Herlich müßte es ja sein, schaffen, dichten zu können! Aber — ach komm, wir wollen spielen.“ „Ja, jetzt fangen wir an!“ Lotte sprang auf, glühend vor Eifer und Tatendurst. „Ich bin also der Ritter, Heribert. Findest Du den Namen schön? Und wie heißt Du?“ Käte überlegte. „Ich könnte ja Linda heißen, weil ich die Eise einer Linde bin.“ — „Eines Birnbauins!“ lachte Lotte, faßte die Freundin an den Händen und schwang sich jubelnd mit ihr im Kreise herum. „Also los, liebele Göttin, fang an!“

Mit ganz kindlicher Nichtbeachtung ihrer äußeren Erscheinung und ihrer Gegenstände verleiteten sie die Rollen meist so, daß gerade Lotte, die zierliche, welche, biegsame, mit dem feinen Blondinenköpfchen und dem schon so weiblich-schelmischen Lachen die starken, wahrhaftigen Helden darstellte, während Käte, die größer war, aber noch kindlich herber, ernster im Ausdruck und dunkler in den Farben, die lichten, eisenhaften Feanengestalten verkörperte. Diese scheinbare Verkehrtheit fand jedoch ihre Berechtigung in der verschiedenen Wesensart der beiden Kinder. Lotte mit ihrer stämmischen, sprühenden Lebendigkeit, ihrem brennenden Lebens- und Tatendrang eignete sich für die Rolle des kraftvoll handelnden, feurig werdenden Ritters ungleich besser als die stillere Käte, die, verschlossener und mehr nach innen lebend, ihrem Empfinden, wenn es auch nicht weniger lebhaft war, doch schwerer Ausdruck zu geben vermochte. Sie war ganz in ihrem Element, wie sie jeht stumm an den Birnbaum gelehnt stand, einen Arm um den Stamm geschlungen, und mit abweisendem, fast schmerzlichem Ausdruck, der dem weichen Kindergezicht seltsam

Ich
ten
un
die
off
Ra
for
Dr
au
Bl
let
au
Er
tel
Si
an

fremd war, den heißen Liebesworten Heribert-Vottes lauschte. Sie spielte meistens mit nur wenigen, kurzen Bewegungen und Worten und legte allen Ausdruck ins Gesicht, dessen Mundwinkel und Augen schon eine beredte Sprache hatten. Bei Votte dagegen spielte der ganze Körper mit, aus jeder Bewegung sprach ihr Temperament! An ihr lag es nicht, wenn die Elfe sich dem waderen Ritter Heribert nicht zuneigte! Die stürmischen Liebesworte, wie sie sie aus den geliebten Sagen und Heldengeschichten und auch aus heimlich verschlungenen Romanen kannte, strömten wie ein Sturzbach von ihren Lippen, sie fiel vor der Geliebten auf die Knie, sie breitete die Arme aus, drückte die Hände aufs Herz, sprang wieder auf und rief mit erhobenem Arm den Himmel zum Zeugen ihrer Liebe an, ergriff die Hand der Elfe Käte, den Saum ihres Rockes, führte ihn an die Lippen, fiel wieder vor ihr nieder, bis sie diesem Ansturm nicht länger widerstehen konnte und halb widerstrebend und doch mit hingebendem Lächeln in Heriberts Arme sank.

Es war etwas Eigenartiges, dieses kindlich-phantastische Spiel. Alles, was die beiden sagten und taten, war gänzlich improvisiert und vom Augenblick eingegeben; aber so genau waren sie aufeinander eingestimmt, daß es niemals eine Klüde oder ein Mißverständnis gab, sondern Rede und Gegerede zwischen ihnen hin und her flog wie ein Ball, der nie zur Erde fiel. Von wirklicher Schauspielkunst konnte freilich nicht die Rede sein, und ein erwachsener Zuschauer hätte wohl heimlich lächelnd und gerührt den Kopf geschüttelt über diese selbstvergessene Begeisterung, die da so unbeholfen, in ihrem Uberschwang fast komisch wirkend und dennoch stark zum Ausdruck kam. Und eben diese Begeisterung adelte das Spiel der Kinder und hob es empor, den Regionen wahrer Kunst entgegen, darum, weil sie frei schöpferisch aus innerster Seele heraus gestalteten, weil sie ganz und glühend lebten in dem selbstgeschaffenen Reiche und sich selbst und alles um sie her so erblickten, wie ihre Phantasie es wollte. Sie waren ganz allein auf der Welt mitten in einem Märchenwalde. Der brave alte Birnbaum war wirklich eine Linde mit einer herrlichen, schimmernden grünen Blätterkrone, und Käte mit ihrem blau-weiß gestreiften Leinenkleide und schlichtem braunen Jopf war wirklich die mondcheinartige Elfe mit silberblonden Locken und lächelnde herab — nicht auf Votte mit ihrer großen schwarzen Haarzöpfele und der neuen Battisbluse, sondern auf Heribert, den schönsten aller Ritter, im grünen Jagdgewand, mit braunen Wangen und blühenden Augen. Nun froh Votte durch die Jasminbüsche (Heribert auf dem Wege zur Waldfrau) und freute sich, wenn die stürmischen Zweige ihr den Weg versperrten oder ihr gar ins Gesicht schlugen und so das Gefühl des Mühsaligen und Gefahrvollen dieser Wanderung durch des Waldes Dickicht in ihr verstärkten. Käte hatte sich unterdessen aus der hohen Linde in eine alte Waldhexe verwandelt und schüttelte sich jetzt ebenso lässlich und häßlich, wie vorher lieblich und schön. Dann wieder zogen die Liebenden in selbiger Umschlingung aus dem Walde fort, in den hellen Sonnenschein und den Duft der Rosen, während Votte gleich darauf wieder zurückkehrte, um als König des Waldes verzweifelt den Stamm des Birnbaums zu umklammern und den Verlust der geliebten Drapas zu beweinen.

Und immer weiter ging das Spiel, immer inniger lebten die Kinder sich hinein, immer freier wurden die Bewegungen, feurer die Worte. Und zuletzt standen sie nebeneinander auf der wackeligen Holzbank — die sich gut für die Rolle der in Trümmer sinkenden Burg eignete — Ritter und Elfe, dem Untergange geweiht! Sie

fähten Schauer der Todesangst und Schauer der Liebe, sie blickten hinab auf das grüne Gras, das ihnen als drohendes Flammenmeer entgegenzügelte, sie umschlangen sich noch einmal und inbrünstig und sprangen hinab in den Tod!

Eine Zeitlang blieben sie hochatmend, stumm im weichen Gras liegen. Der Birnbaum neigte sich lächelnd über sie, und durch seine Zweige schimmerte der reine blaue Himmel. Die Rosen dufteten schwer und süß. Käte seufzte vor Wonne und dehnte sich wohligh, „Großartig war's!“ — „Himmlich!“ Und sie versanken wieder in Schweigen und Träumen. Das Erlebnis mußte langsam ausströmen.

Blökölich rief die Kirchenuhr sie mit sechs hallenden Schlägen ansankt zur Wirklichkeit.

Votte fuhr in die Höhe. „Himmel, schon sechs! Und ich habe noch keinen Strich für morgen gearbeitet! Ist es viel?“ „Ach wo“, sagte Käte gleichgültig, „es ist so gut wie nichts; nur die französische Übersetzung ist ziemlich lang, aber die hab' ich schon gemacht, die kannst du abschreiben. Was haben wir dann noch?“ Sie zählte an den Fingern auf: „Religion, haben wir nichts auf; Geschichte, machen wir in der Bahn; Mathematik, da hab' ich das Heft von Die Wälder zum Abschreiben, die hat's bestimmt richtig. Wir gehen nachher rein und schreiben es beide ab, und mein Thème-Heft kannst du mitnehmen. Aber vergiß es bitte morgen nicht!“ — „Nein, nein! Vielen Dank“, sagte Votte erleichtert. „Da können wir gut noch ein bißchen draußen bleiben.“ Und sie setzten sich wieder behaglich zurecht, froh, daß die lästige Nebenerscheinung der Schule nicht allzu störend in ihre Kreise drang. Aber das hunte Netz ihrer Träume war zerrissen, in die silbernen Säle ihres Märchenreiches war der Alltag eingedrungen, und er nahm ihre Gedanken auf schmalen, geordneten Wegen mit sich in sein Reich, das Reich der Schule, der Rechenaufgaben, der Fingerübungen, der häuslichen Pflichten. Aber Votte fand bald wieder einen Seitenweg, der hinausführte zu Blumen und grünen Wiesen, und betrat ihn mit den Worten: „Du, Käte, wie findest Du das eigentlich, daß die Hilde so fürchtbar für den „Buderlandis“ schwärmt?“ Das war der Geschichtslehrer. „Verdreht“, war die lakonische Antwort. „Wenn einer so sanft und schmelzend ist und so langweilige Stunden gibt wie der!“ — „Ja, nicht wahr, da sind unsere Helden doch ganz anders oder gar der Wintertal als Prinz von Homburg! Er ist ja immer himmlisch, aber als Prinz!“ — „Weißt Du, ich glaube, am dem Abend habe ich ihn direkt geliebt!“ — „Und ich glaube, Du bist auch verdreht“, gab Käte zurück. „Doch Votte ließ sich nicht beirren. „Na ja, ich weiß ja, daß Du mich immer auslächst. Aber deshalb sage ich's doch, und Du wirst es schon auch mal erleben: Es muß himmlisch sein, wenn man so richtig geliebt wird, nicht im Spiel, sondern wirklich, von einem wirklichen Mann und mit richtigen Küßen, und — ach!“ Sie packte Kätes Arm und schüttelte sie voll Begeisterung. Käte wollte spöttisch lachen, aber es gelang ihr nicht recht, denn auch ihr Herzchen kopfte plötzlich rascher in einem seltsamen Gefühl bänglicher Freude, wie früher, als sie noch klein war und vor Weihnachten auf das Christkind wartete, dessen goldene Flügel sie in der Ferne schimmern zu sehen meinte.“

So saßen sie beieinander mit heißen Wangen und großen, erwartungsvollen Kinderaugen und träumten vom Glück, während über ihnen laut und ungeduldig der Lärm einer Ansel erschallte.

Noch waren sie im Paradiese.

Wielange noch —?

Karl Jäger / Zwei Gedichte.

Wenn's dämmert.

So Ghinder, chömmt! Mer wönt go bete,
lent dunse älls ruel'g stoh,
und chömmt in d' Chamurre niederknue,
's wird hüßter scho enander no.

Der Tag het us rechtshaffe g'müedig
und weidit het er Arbet g'ha.
Gottlob! 's isch fertig, still und friedli
zänbt jetzt der Herrgott d' Sternli a.

So nuttle Tag und Nacht inander,
die Hüil vergohit, chuun daß es weischt,
Sind hüil! Der Ätti soll verzähle
e schöni G'schicht vum Denglis-Geischt.

Nachtlied.

Mer wönt jetzt z'jämme schlofe go,
I wünsch üch älli guete Nacht,
die Sonne stoh am Untergo,
het ihre Tagesreisi g'macht.

Still göhn die Sterne-Ampfi a
und schenke tröstlich klarer Schit,
Der Mau stüigt use enedra,
so schlofet älli friedlich ii.

Des Herrgotts Liebi deät sich zue,
sit Engel halte um üch Wacht,
drum schlummret brav in seiner Rueh,
bis daß der morndrig Tag verwacht.